

Gebueren zu Dikrich

Albert MAMBOURG

Gebueren zu Dikrich 1943 am Bamerdal, am Fierschterhaus.

KINDHEIT (aus Schriftbilder-Neue Prosa aus Luxemburg. Edition Binsfeld 1984).



Er hat an der Scheune gestanden, vor den Gewehren der unbekanntenen Männer in Uniform. In Minuten werde er verscharrt sein, gegen die beklemmende Erde nicht mehr aufatmen können.

Das Schlimme ist natürlich, die Hilflosigkeit, das Ausgeliefertsein, die Fatalität der äusseren und inneren Umstände gegen die er und alle machtlos sind.

Dass er, in die Knie sackend, um Erbarmen flehen könnte, verbot ihm die Ehre und der Mut und seine Erziehung und seine innere Ordnung. Machte er eine Fluchtbewegung, schossen sie hinterher wie nach einem Kaninchen. Weiss Gott, dass er leben wollte!

Wenn die schöne Sonne hochgekommen war, lief ich durch den Hof an dieser Scheune vorbei, die Schüsse knallen, er sieht's, sein Auge spritzt blutig auseinander, ein Schuss zerreisst den Herzmuskel, ein anderer geht tiefer, in den Bauch. Ich lief den Obstgarten hinunter zum Bach, vielleicht noch den Hügel hinan zum Waldrand bis das Gehöft unten ganz klein war, oder den Bach entlang bis zum Zaun, den ich nie überquerte, das war meine Welt.

Vor dem Schlafengehen las Grossmutter mir aus Grimms Märchen vor und entliess mich in einen Schlaf, wo ich dann fürchterlichen Kreaturen ausgeliefert war und dem Tod, Schlangen rankten sich um meine Beine, ein Prinz küsste zügelnd meinen Mund.

Bei Tisch fragte ich Grossvater, warum die Männer damals erschossen wurden. Weil Krieg war, sagte er, aber es wäre nicht immer Krieg. Da ich oft Angst hatte und aus meinen Träumen schweisstriefend erwachte, wurde mein Gitterbett ins Schlafzimmer der Grosseltern gebracht.

Wenn ich spät morgens aufwachte, hörte ich Grossmutter in der Küche arbeiten, Grossvater lag allein im grossen Bett, liess laut Winde ab und wartete auf das Frühstück. Er war nämlich krank. An seinem Begräbnis kam die ganze Verwandtschaft ins Haus, alte Tanten und Onkel, die mich auf den Mund küsstes, es gab ein grosses Essen. Grossvater las die Morgenzeitung im Bett, im Flüsterton. Fs-fsss-fsss... fs-fs-fsss. Ich wehrte mich gegen dieses Wispern, dem ich ausgeliefert war, indem ich still in mich hineinbrüllte. Am liebsten hätte ich ihm ins Gesicht gesagt, er solle still sein. Aber dann hätte ich zu ihm hin müssen, nahe ran, zuerst der strenge Blick, dann der schnelle Handschlag von oben herab in den Kopf, oder das Ohrendrehen, bis ich in die Knie ging (...).

Manchmal war ich vor ihm wach, seine Morgenzeitung lag noch gefaltet auf dem Nachttisch, sein Schnarchen wuchs leise zitternd, quoll rasch zu einem Dröhnen an, um nach einem Fauchen, wie das des Wolfs im Märchen, abrupt zu enden ... ich zählte ihn aus, eins, zwei, drei ... bis zehn, bis zwanzig ... Wenn ich nichts mehr hörte, dachte ich, jetzt sei er tot, und rief: „Grossvater, lebst du noch?“ Dann fing er zu reden an, mich auszufragen, ob ich schon wach sei ... Sobald Grossmutter unsere Stimmen hörte, kam sie mit der dampfenden Frühstücksplatte herein.

Ich setzte mich auf und steckte das Kopfkissen in den Rücken, beim warmen Kaffeeduft floss mir das Wasser im Mund in Strömen zusammen. Nachdem Grossvater die grössere Schüssel an sich genommen hatte, kam Grossmutter gross auf mich zu, reichte mir die meinige, fuhr mit der Hand lächelnd durch mein Haar, bevor sie wieder wegging, sie war immer gut zu mir, in meiner Erinnerung seh ich sie immer weggehend, verschindend klein.

Wenn Grossvater nach Mitternacht vom Skatspiel aus dem Wirtshaus angetrunken nach Haus kam, fing er mit Grossmutter Krach an, sie habe mit dem Knecht Karten gespielt, sie stinke nach Alkohol, die Stube sei voller Zigarrenrauch. Sie behauptete, der Kolonnenofen sei nicht dicht und rauche, sie sei den ganzen Abend allein gewesen, habe lediglich die Morgenzeitung nachgelesen und im hundertjährigen Kalender geblättert. Grossvater nahm mich zum Schluss als Zeugen, und wenn ich seine bösen Vermutungen dann bestätigen musste, schlug er auf sie ein. Die Alte flüchtete übers Ehebett, hinter die spanische Wand, ich habe sie nie angreifen sehen, sie suchte nur die Deckung, wobei sie lauthals schrie. Ich warf mich immer dazwischen und weinte. Wenn ihm ein handlicher Gegenstand in die Hände kam, schlug er blindlings nach ihr, oft blutete sie aus der Nase oder aus dem Kopf. Unsere Rettung war jeweils seine miserable körperliche Verfassung, nach ein paar Schlägen ging ihm die Luft aus, und Grossmutter holte die Herzpillen.

Wenn er sich etwas erholt hatte, nahm er mich an der Hand in die Nacht hinaus, denn er konnte Grossmutter, den Jammerhaufen Elend, nicht mit anhören. Wir gingen hinunter zum Weiher und setzten uns auf die Bank. Er erzählte mir vom deutschen Offizier, der spätabends gerne mit ihm auf dieser Bank sass, beide plauderten von der Kindheit, über die Frau, die Töchter, die Jagd, beide waren Jäger, und über Wagner, Grossvater hatte ihm auf dem Trichtergrammophon ein Stück aus der Götterdämmerung vorgespielt. Ich sass in Grossvaters Lehnstuhl, schaute die gewohnten Bilder im Fenster, die Baumwipfel, den Hang, den Waldrand, den Himmelsausschnitt, die trotz des Winters, des Kahlwerdens, durch das Immerwiederkehren hindurch unabänderlich blieben. Vom selben Lehnstuhl aus hatte Grossvater jedoch das Unmögliche reinplatzen sehen, Soldaten mit Gewehren, die sich von Baum zu Baum näherten, das Haus überfielen. Er hatte nur noch Zeit, seine Dienstpistole hinter der Bücherwand zu verstecken. Die Deutschen, deren Armee ganz Luxemburg am 10. Mai 1940 überrannte, inspizierten das Försterhaus, schossen durch die Zimmertüren, bevor sie eintraten, in die Schränke, in die Spiegel.

Ich hielt die Handinnenfläche um die heisse Kaffeeschale. Unterm Milchkaffee war ein Berg von aufgeweichten Brotwürfeln verborgen, die wie Inseln herausragten. Auf der nur schwach bewegten Oberfläche schwammen runde glänzende Fettaggen, die vom aufgelösten Butterstück, das Grossmutter jeweils hineinschnitt, herrührten. Die Fettkreise tauchten sofort wieder auf, wenn ich sie mit dem Löffel versenkte. (...)

Im Haus blieb es ewig Winter. S gab Inseln, zu denen ich hinspringen konnte, den Kochherd in der Küche, den Kolonnenofen in der Stube, nachts den heissen Kieselstein im Bett. Wenn Grossmutter mir die am Herd angewärmten Kleider angezogen hatte, machte ich mich noch vor Mittag ins Tal hinunter, um kochlichen Aufträgen, wie Kartoffel aus dem Keller holen oder Äpfel schälen, aus dem Weg zu gehen.

Ich schaute die Bäume, die ich einzeln kannte, die Sträucher, den Hügel, das Haus, den Wald. Alles war jeden Morgen gleich. Ich erkannte darin eine grundlegende Ordnung, die durch die Tage hindurch gleich blieb. Ich sah Gewohntes. Der Wechsel der Jahreszeiten gehörte in ein unbewegliches ewig Vorhandenes. Der Ablauf der Jahre war vorauszusehen. Frühling und Winter wurden jedes Jahr nicht älter, die Welt erneuerte sich ebenbürtig zur gewordenen, gleich jungen, reinen, schönen. Die Konsequenz der Natur im immer wieder Reinsein diente mir als Boden, Referenz, ich glaubte an eine vorbestimmte Ordnung. Die Diskrepanz hiervon zu den unerwartet einfallenden Bösartigkeiten der Erwachsenen, die um mich waren, machte mich misstrauisch und traurig. Ich sei ein stummes und geschädigtes Kind, sagte Grossvater.

Oben am Hügel erschien er, Grossvater, der Förster im schwarzen Gilet, kam hinkend den Hügel herunter. Ich fürchtete die Einbrecher, die auf einmal da standen, Familienbesuche, Städter, Händler, Bekannte. Meistens legten sie den Mantel nicht ab, sagten etwas, schauten sich um, verschwanden, standen plötzlich wieder da, hätten um sich schiessen können. Grossvater beugte sich runter zu mir,

küsste mich auf den Mund. Er war frisch rasiert, er trug schwarze Gamaschen. Wir gingen nach den Forellen schauen, Wasser ablassen. Nach dem Krieg hatten Grossvater und die andern die im Wasser versenkte Leiche des deutschen Offiziers gefunden, mit dem er öfter abends auf der Bank neben dem Weiher gesessen und geplaudert hatte. Aus einer Kanne warfen wir dicke Blutklumpen, die wir aus dem Schlachthof kriegten, in den Teich. Jedes Jahr einmal wurde das Wasser ganz abgelassen. Grossvater und der Knecht standen in bein hohen Stiefeln im Schlamm, sammelten die Forellen mit den Händen und warfen sie ans Ufer in grosse Körbe. Grossvater schnitt einen Weidenstecken ab, klopfte mit dem Messerschaft ein ringsum erhaltenes Rindenstück ab und verfertigte eine Hirtenflöte. Wir setzten uns auf die Bank, es gelang ihm, eine erkennbare Melodie hervorzuzaubern. Sogar an heissen Sommertagen traute ich mich nicht, im stillen Wasser des Teiches zu schwimmen, ich glaubte, es seien noch Leichen im Schlamm verborgen, die mich hinunterziehen könnten.

Grossmutter rief vom Hof herunter, das Essen sei aufgetragen. Wir assen am runden Holztisch. Ich sehe noch die in Augenhöhe dampfenden Kochtöpfe vor mir. Wenn Grossvater mit dem Vorbeten fertig war, dem Vaterunser, und sich alle bekreuzigt hatten, war der Start gegeben. Fing ich vorher mit Naschen an, begann er sofort mit den Armen zu fuchteln. Von alledem, was auf den Tisch kam, mochte ich nur das Kartoffelpüree und die Mehlsauce, mit denen ich im Teller Staudämme und Flüsse baute. Der deutsche Offizier, der nach dem Krieg mit einem Genickschuss aus Grossvaters Dienstpistole im Weiher gefunden worden war, war eigentlich nicht unschuldig gewesen, dachte ich, ich wusste nicht, ob er mir leidtun sollte. Wenn sich unten im Städtchen ein unklarer Zwischenfall ereignet hatte, einmal sollte die Eisenbahnlinie gesprengt werden, wurde jedesmal einer der Resistenzler, die bei uns im Keller eingesperrt waren, die Ketten lagen noch dort, vors Scheunetor gestellt und erschossen. Nach dem Essen setzte sich Grossvater in seinen Lehnstuhl, rauchte seine Pfeife und rülpste so lange, bis er eingeschlafen war. Sobald er schnarchte und Grossmutter die Küche aufräumte, verschwand ich im Tal.

Ich lief an der Scheune vorbei und den Tannen, an denen die Gräber waren. Einige davon waren wieder ausgeworfen, weil Grossvater keine Deutschen in seinem Garten haben wollte, nur Amerikaner. In der Giebelwand des Hauses war immer noch ein Rieseneinschlag zu sehen, darüber das nur notdürftig wiederhergestellte Dach. Am Bach standen aufgerissene Baumstümpfe.

Seitdem der Teich einmal übergelaufen war, gab es auch Forellen im Bach, das Böse hatte sich verteilt. Von Grossvater kannte ich die Kniffe des Forellenfanagens. Dein eigener Schatten darf nicht über den Bach fallen, und die Annäherung durch das hohe Gras braucht Zeit, lange Zeit. Wenn die Forelle innerhalb von ein paar Minuten nicht angebissen hat, weiss man, dass sie gewarnt ist. Das abgerissene Ende des sich windenden Wurmes stülpte ich über den spitzen Angelhaken. Mit den Fingernägeln griff ich in die Kiemen, schlug den Fisch mit dem Hinterkopf über einen Stein, bis er reglos in meiner Hand klebte. Mit der Messerspitze ritzte ich vom After her den Bauch auf, schälte mit dem Daumen das kalte Eingeweide, das ich ins Wasser zurückwarf, heraus, schnitt die Flossen, schabte mit der Messerschneide, die Schuppen ab, mit der Spitze drehte ich die Augen heraus und grillte das tote Fischstück auf einem kleinen offenen Feuer.

Ich erinnere mich genau noch an die innere Ruhe der langen Hitzetage. Die hohen weissen Wolken. Die laute Stimme des Baches, der Pappeln, der Gräser, der stehenden Libellen. An solch helllichten Tagen hatte sich das Böse in den Schatten unter die Sträucher zurückgezogen, in den Sumpf des hohen Grases nahe am Bach, war unter die Oberflächen verschwunden, lag da, im morschen Ast, aus dem es wieder ausbrechen konnte, wenn die Sonne untergegangen war. Das runde, seitlich gestellte Auge der Forelle schaute mich an. Das schmale klebrige Zappeln in der Hand war genau die schlüpfrige Bewegung des Hinterhältigen, des in den Fischleib gekrochenen toten Offiziers. Sobald am späten Nachmittag die Schatten fielen, die ersten Stimmen aus den Bäumen kamen, machte ich mich hinauf ins Haus, wo die Lichter bereits angezündet wurden.

Es gibt ein Foto, wo ich als Baby von einem deutschen, ein anderes, wo ich von einem amerikanischen Offizier getragen werde. Überbleibsel, anhand derer ich Grossvaters Erzählungen rekonstruieren konnte: Der Soldatenhelm, aus dem der Hund Wasser trank. Kurze Feldspaten, die sich zu Hacken umbiegen liessen. Tarnblachen überm Holzstapel. Eisenketten. Leere Geschosshülsen. Die Einschlagstelle im Hausgiebel. Decken, Drillichkleidung, Gasmasken, Gewehre, Munition, Karren, Fahrräder, ein Mörser, ein Motorrad, Grossvater hatte von beiden Armeen zurückbehalten, was er konnte.

Wenn er im Kaffeehaus Skat spielte, durfte ich die langen Winterabende aufbleiben, der Kolonnenofen wurde angeheizt, wir rückten näher um den Tisch. Wenn Grossmutter die Spielkarten fest hinklopfte und den Knecht herausfordernd anschaute, mit lässiger Handbewegung die Karten einsammelte und neu verteilte, beide mit erhitzten Köpfen Geldsummen aufschrieben, auf gegenseitiges Wohl die Gläser anstiessen, mein Wasser mit Wein auflockerten, bewunderte ich sie. Der Zigarrenrauch der beiden lag schichtweise überm Tisch, ich schaute in die tiefhängende Glühbirne, bis die Stube sich zu drehen anfing, oft schlief ich dabei glücklich ein.

Wenn wir Grossvater mit dem aus dem Krieg geretteten Motorrad aus der Stille der Nacht herabrausen hörten, war das Aufbruchsignal gegeben. Ich wurde schleunigst ins Gitterbett getragen, die Flaschen und Gläser verschwanden. Er behauptete, die Stube sei voller Rauch, Grossmutter stincke nach Alkohol, sie habe mit dem Knecht Karten gespielt, und fing an, auf sie einzuschlagen.

(...)

Éische Kommentar

Ech sën zu Dikrich gebuer an och do opgewuess.

De Geburtsort selwer ass net esou wichtich, soss wäeren all Dikricher, déi zu Ettëlbréck an der Klinik gebuer sin, Ettëlbrécker, an dat wëlle mer jo och net.

Et zelen di ischt Jaar vun der Kandhet, mengetwegen di Joor bis zur Pubertéit, si së fir jidfer Mënsch op dëser Aerd onorsetzbar, emolig an nët wiederhuelbar. Déi Jare verfulligen dëch e Lewe lang, ops du et wëlls oder nët, si prägen dëch, zum Gudden wi zum Schlechten, dei ganz Lewen gës de dat net méi lass, dat mat dem Gudden a mat dem Béisen.

Dëi Jaren hunn ëch zu Dikrich verbruecht, vun Null (Geburt) bis 18 Jor, d'Première, du fort, fir ëmmer. Dikrich bleiw also meng Hemëcht, my home, meine Heimat, mon pays, op ëch et wëll oder nët. Wat ass dann déi Hemëcht, déi mëch impregnéiert huet?

D'Konturen vun der Hemecht waren demols ganz klar definéiert:

– Mir wëlle bleiwe wat mer sin.

Bei de Scouten se mer all Jaar mat Fakelen durch d'Srossen gelaaf, am Marsch, an hu gesongen, gebröllt:

„Roude Léiw ... huel se.“ Dat heescht: roude Léiw war Lëtzebuerg, an mat „huel se“ waren d'Preise geduecht.

– Mir wëlle bleiwe wat mer sin.

Wou d'Uelzecht duerech d'Wise zéit

Kättchen Kättchen, breng mer nach e Pättchen.

Alles war géint d'Preise geduecht, alles baséiert op dem Nationalismus, dem Patriotismus. Die Deutschen haben es uns ja auch leicht gemacht geschmäht zu sein. Drei Mol hun si Letzebuerg iwerrannt:

Nët zë vergeessen den deitsch-franséische Krich vun 1870–72.

Da sen di Deitsch nach eng Kéier duerch d'Land gelaf fir op Verdun ze kommen, de Krich ass da bësschen entaart, t'gouf draus den 1. Weltkrich, den iwrigens net sou schlecht war, 10 Milliounen Dou-

diger oder sou, ... awer net einfach Doudiger, fir d'éischte Kéier war eng Aart Poesie derbei, man ass fir d'Hemécht gestuerwen, dat war eng Nostalgie, d'Fraen hun iwerleewt, dat formlost Schmiericht, nëmmen de Mann war e Mann, männlech, en Held, de sei Blut fir d'eëmécht versprötzt (vergossen) huet. Frankreich ass voller Krichsdenkmäler fir déi Gefale vum 1. Weltkrich.

Dat war jo nèt alles: 1940 sen di Deitsch nach emol komm, si hunn et net gegleewt dat si de Krich verluer haten, si wollten et nach eng Kéier wëssen. Doraus ass och e grouse Krich ginn, den 2. Weltkrich, awer laang net sou nostalgisch wéi den 1. Weltkrich. Déi Gefale sen zwar op der Réckseit vun den Denkmäler agemeesselt ginn, awer dat Best ware schon déi Schützengriewer vu Verdun, zenterrer ass net méi vill Intelligenteres passéiert als demols zu Verdun. Mir hun net esouvill Denkmäler wi d'Franzosen, awer op dem Sockel vun der Gëlle Fra zu Lëtzebuerg stet a gëlligen Lettern e Merci fir déi Lëtzebuerger, déi hiirt Blut fir d'Hemécht versprötzt hun.

Déi Kriegstugenden hun demols (nèt nëmmen zu Lëtzebuerg) d'Gesellschaftsregele bestëmmt: D'Edukatioun war ausnaamslos autoritär a kathoulesch: ... Befelen, Folligen, Strofen, Sühnen, Ënnerdrécken, Mësshandlen, Bestrofen, Befehlen, Ernidrigen, Rache, Sühne, bestrofen, schloen, demütigen, ënnerdrécken a su virun.

Tote schlafen tief

(...) Vater stand vor mir im altbraunen Sakko über seinem dicken Bauch geöffnet, ich habe ihn nicht anders in Erinnerung. In den alten englischen Pumposen stand er da vor mir und dem schräg aufgesetzten Krempelhut, wie ihn Humphrey Bogart in „Tote schlafen tief“ trug.

– Warum hast du dich nie mehr gemeldet, fragte er.

Es ist Herbst und kalt. Ich stehe an seinem Grab. 1917–1952. Ein leichtes lichtet Schneegestöber über über die Granitsteine deines Grabes hinweg. Die hohen dünnen blattlosen in den Himmel stehenden Pappeln. Die gereckten Finger der gefrorenen Kastanienbäume. Alles knorrig, taub und lustlos wie eine Ewigkeit. Da unten, zwei Meter unter der Erde musst du liegen. Vater stand plötzlich neben mir, schaute mit mir aufs Grab.

– Es war der Krieg, sagte er, der Zweite Weltkrieg. Mein Vater war im Ersten, ich im Zweiten. Alles wiederholt sich ...

– Gehen wir einen trinken, sagte ich Vater, ich drehte mich entsetzt ab vom Grab, gehen wir ins Gasthaus vor dem Friedhof, in dem wir deinen Leichenschmaus feierten.

Wir setzten uns an einen leeren Tisch in einer Ecke. Durch ein Fenster sah ich draussen eine winterliche Terrasse unter kahlen fingrigen Kastanienbäumen. Die weissen Plastiktische und Sommerstühle waren unter einem Vordach aufgestapelt untergestellt.

-Nein! Nein! rief ich, nur die Dummheit der Leute wiederholt sich, die Welt ändert sich immer ... nichts ist gleich geblieben. Wenigstens seid Ihr beide in der sogenannten Kriegs- und Nachkriegszeit gestorben, als das Sterben und das Leben fürs Sterben noch Sinn machte ... irgendeinen Sinn.

(Zitate aus der Erzählung Tote schlafen tief).

Zwete Kommentar

D'Zucht an d'Ordnung waren d'Konsequenz, de Sënn, den dohem an an der Schull gefuerdert goufen. Dat ass hett nèt mi sou.

Wat ass mam PATRIOTISMUS? Mat der ARMÉI? Mat dem biergerlichen CHARAKTER? Mat der strénger RELIGIOUN?

LËTZEBUERG hott sich an der EU opgléist, mat denen ale Kriterien ass eis Hemécht nët mi ze definéieren.

Et zeelt d'Globalisatioun...déi ass weltweit, duerfir ass Lëtzebuerg nët verantwortlech, et zelen d'Regele vum Egoismus: jidferen fir sëch an all fir sëch.

Wat bleiwt eis dann nach zerlescht, gëtt et Lëtzebuerg iwerhaapt nach?

Ech hu gëschter op der Place d'Armes an der Staat e Pättchen Elbling bestallt.

– Qu'est-ce que vous dites, Monsieur? Je ne vous comprends pas.

– Appelez-moi le chef, s.v.p.

De Chef: – Que désirez-vous, Monsieur?

– E Pättchen Elbling, wann ich gelift.

De Chef: – Monsieur veut un Rivaner!

D'Franzo'sen können Rivaner ausspréchen, awer Pättchen nët, den SCH-Laut gët et nët an hirer Sprooch.

Et kommen all Dag 120 Dausend Frontaliers an d'Stad schaffen, di meest verstinn eis Sprooch nët. D'Franséisch ass net eise Problem, et ass eis offiziell Sprooch, sou wi d'Deitsch eng Schrëftsprooch. D'Lëtzebuenger Sprooch (ursprénglesch mosel-fränkischer Dialekt) ass, well et wéi d'Schweizer Dütsch als phonetisch Sprooch schwéier enhetlech ze schreiwen ass, dat Eenzischt, wat eis als LËTZEBUERGER definéiert. Wa mir ke Lëtzebuergisch méi schwätzen, get et ke Lëtzebuerg méi.

De franzéische Minister hott virun 2 Méint gesot:

– Le Luxembourg n'existe pas.

Ech organiséieren maren e SIMON-Car op Lëtzebuerg, mir gin op d'Place d'Armes e Pättchen Elbling bestellen. Wann déi eis net verstin, schéissen ech mat der Pistoul vum Grusspapp puer Vitrinen zesammen, mir setzen Spréngsätz an e puer Autoen a Brand, di enzisch Sproch, déi d'Sarkozy Unhänger verstin. Den Daach drop könnt da grouss op der ischter Seit vum RÉPUBLICAIN LORRAIN:

LE LUXEMBOURG EXISTE.

Albert MAMBOURG ist 1943 in Diekirch geboren, lebt seit 1969 als Arzt und Schriftsteller in der Schweiz.

Letzte Publikationen: Laura /ein Tagebuch 2007 Op der Lay Luxemburg

Philippe Schibig/ Der Prinz vom anderen Stern 2010, Scheidegger&Spiess Verlag Zürich